

Stephanie Märzluft: Inventur der Sünden (A bűnök számbavétele)

Diese Geschichte widerfuhr nicht mir, ich kann sie jedoch nur in der ersten Person erzählen. Es geschah nachts, als ich bereits vier Wochen von zu Hause weg war, am Campus einer kleinen Universitätsstadt, in meiner Wohngemeinschaft mit einem baskischen Studenten, der einen runden Kopf hatte und der mit seinen Landsleuten in unserer Wohnung regelmäßig mit glühenden Augen nicht ganz unschuldige Gespräche führte; meist im dichten Tabakqualm und in immenser Lautstärke die Details eines Jahrestages besprechend, den sie zum Gedenken ihres verletzten Landes vorbereiteten. Oft dachte ich, dass sie aufeinander losgehen, aber das traf nie ein, das Aufspringen, die schnellen und bestimmten Schritte spiegelten eher die Begeisterung für die gemeinsame Aktion wider. Auch an dem besagten Abend wollte ich zu ihnen stoßen, um sie wenigstens fünf bis zehn Minuten zu stören, damit sie aus Respekt gegenüber dem Gast ihre Diskussion, die nur sie etwas anging, unterbrechen, und damit es endlich ruhig war. Obendrein saß einer von ihnen direkt an unserer gemeinsamen Wand und aus seiner Angespanntheit heraus bewegte er sein Bein nervös auf und ab. Ich wollte hinausgehen, aber plötzlich wurde es still, ich hörte das Eingangstor knallen und verbuchte froh, dass sie alle gegangen waren und, dass nach bisheriger Praxis wohl auch mein Mitbewohner sich einige Tage lang nicht blicken lassen würde. In der ersehnten Ruhe konnte ich mich endlich meinen Tagträumen widmen, wenn nicht in der Nachbarswohnung der Fernsehapparat eingeschaltet wird, der von dem einheimischen Studenten, wenn er zu Hause ist, Tag und Nacht in Betrieb gehalten wird. Es war jedoch schon spät und es gab kein Programm mehr.

Ich legte mich zurück auf mein walzenförmiges Kissen. Durch die locker heruntergelassene Jalousie drang die Helligkeit von draußen nach innen, ich sah wie das Licht auf dem kugelförmigen Teil der Langhantel schmolz, der Wind wehte draußen, er schob die Äste der Palme vor die Glühbirne der Straßenlaterne. So schien das hereinfliegende Licht wirklich die Kugel zu lieblosen, wie den Kopf eines Kindes. Von Zeit zu Zeit wurden die Streicheleinheiten ruckartig unterbrochen, krampfhaft suchten die Lichtfinger das Köpfchen. Meine Hand zuckte, so wie es manchmal passiert, bevor man in den Schlaf fällt, und dabei fiel das an den Rand des Nachtkästchens gelegte und aufgeschlagene Buch *Ecce Homo*, seit einer Weile meine Lieblingslektüre, herunter. „Sag ja zum Leben – das las ich zuletzt darin – selbst noch inmitten seiner größten und härtesten Probleme.“ Ich kann an einer Hand aufzählen wie viele Bücher ich in meinem Leben zu Ende gelesen habe. Darunter ist auf alle Fälle ein Borges, dann *Der Fremde* und vielleicht eines Tages Nietzsche. Heute spielte ich vor dem Lesen sogar Gitarre. Ich habe das Spielen sehr schnell gelernt, von einem Freund, mit dem ich über Jahre hinweg plante, die Statue des Diktators in die Luft zu jagen. Später verschwand die Statue ohne Sprengung und auch die Diktatur verschwand wie weggepustet.

Ich war wirklich enttäuscht, wenigstens in der Hinsicht, dass Jahre mühevoller Arbeit vergeblich gewesen sind. Ich hatte mich so intensiv mit der Aufgabe beschäftigt, dass ich mich nicht nur zum Experten mauserte, was die Chemie der Sprengstoffe, sondern auch was die Geschichte der Sprengungen anbelangt. Auf dem Nachhauseweg von der Schule, wenn ich nicht daran dachte, welchen Vorwurf mir mein Vater heute machen würde (er mochte seine Kinder nicht, meine Mutter versteckte uns vor ihm, solange wir klein waren), klassifizierte ich innerlich die

Sprengstoffe nach ihrer Reaktionszeit, ihrem Beschaffungswert, ihrer Lautstärke bei der Explosion u.ä. Ich beging nicht den Fehler, wie ein Arbeitskollege meines Vaters, der auf der Toilette, nach einer Filmvorführung auf die Wand schrieb „Nieder mit Kádár!“ Ein Hilfspolizist ertappte ihn dabei und sperrte ihn zusammen mit dem Pförtner in den Kassenraum, dass sie dort warten sollen, bis die Polizei eintrifft. Der Arme traute sich nicht einmal hinzusetzen, obwohl der Pförtner ihm den einzigen Stuhl angeboten hatte, so als warte er in Habt-Acht-Stellung, dass sie ihn mitnehmen. Ich kam ohne Gefängnis davon und ebenfalls blieb es mir erspart, in ein Nacherziehungscamp zu müssen. Soldat hingegen war ich und – für viele unverständlich – war das die beste Zeit meines Lebens. Kann sein, dass ich faul bin, wie es mein Vater stets behauptet hat, hingegen lernte ich schnell, Daten, Regeln, Fremdwörter, so dass ich nicht extra Zeit für solcherlei Dinge aufbringen musste, ich konnte ruhig stundenlang auf dem Stuhl oder am Rand meines Bettes sitzen, wenn möglich in absoluter Dunkelheit. Wir arbeiteten zu dritt als Funker in einer Sechsstundenschicht und in der restlichen Zeit lernte ich z.B. Italienisch, aber das Beste war, wenn sie uns zur Übung mit den anderen befahlen, sie sagten, was wir tun sollen und ohne dass ich Entscheidungen hätte treffen müssen, machte ich etwas. Viele sagen, dass die älteren Soldaten die Neuen quälten; mir hat niemand je ein Haar gekrümmt, schließlich war ich in der ganzen Hundertschaft der Stärkste. Ich hatte noch in der Mittelschule mit Bodybuilding begonnen, damit ich die klaffende Langeweile zwischen nach dem Unterricht und vor dem Unterricht mit Sinnvollem verbringe. Damals gab es noch keine Fitnessstudios, es gab keine Gerätschaften für Bodybuilding, ich erreichte mit Hanteln, Expander, Fußball und mit Laufen ein gutes Aussehen.

Soweit kam ich in meinen Erinnerungen, die immer gruppiert auftauchen, meist in der oben erwähnten Reihenfolge, als wären sie nach einem geheimnisvollen Alphabet gereiht... das dunkle Reich schickt seine Soldaten nach vorne ..., während ich in einem bedrückenden Traum versank. Schreie weckten mich. Es waren Schreie oder ein ersticktes Grunzen, ich weiß es nicht, ich lag auf dem Rücken, Speichel rann in meinen Rachen und ich war kurz davor zu ersticken. Ich sprang auf, drückte die Hände auf meine Kehle, mich schon fast würgend und ich rannte auf und ab; von meinem Zimmer in die Küche, in das Bad, zurück und dann wieder von vorne. Ich hatte von meiner Tante geträumt, die vierjährig verdurstet ist und die ich selbstverständlich nicht kennen konnte. Mein ganzer Körper wusste, dass die Geschichte, die mich noch heute erschauern lässt, vor fast fünfundsiebzig Jahren auf einem abgelegenen Hof geschehen ist.

Ich hörte, wie das mit dem bösen Blick geschlagene Kind um „ein wenig Wasser“ flehte, ich sah die abwehrende Handbewegung der entschlossenen Eltern. Ich vernahm die reibenden und ächzenden Geräusche, die von den zusammenklebenden Lippen und der ausgedörrten Zunge herrührten. Ich hatte das Gefühl, dass meine Anwesenheit einen Grund hatte, aber unsichtbar und noch ungeboren durfte ich mich nicht in die Geschichte einmischen, um das vom Nachbarshof kommende Urteil der Quacksalberin, das „im Interesse der Genesung des Kindes“ gefällt wurde, zu verändern, dass die Eltern auf ihren natürlichen Instinkt hören das schwachsinnige Verbot brechen, und ihrem an der Schwelle zum Verdurstenden stehenden Kind, übrigens dem Zehnten, endlich etwas zu trinken geben. Das Mädchen taumelte zwischen den Beiden herum und versuchte im trostlosen Licht, das durch einen Fensterspalt hineindrang, Halt an der Sitzbank zu finden. Ihr schwächliches Wanken und ihr späterer Fall zu Boden ließen erahnen, dass dies die Agonie war. Ich hätte sie begleiten sollen in ihrer trostlosen, mit Kindesverstand nicht zu begreifenden Einsamkeit, wenn ich ihr Schicksal schon nicht zu ändern

vermochte. Ich hatte das Gefühl, dass sie mich schon lange suchte, dass sie mich bereits zu Hause gesucht hatte, eines Nachts auf dem Eisenbett in dem Nebenbau in unserem Garten, in den ich vor einigen Jahren gezogen bin. Jetzt, wo sie mich gefunden hat, hatte sie einen Funken Hoffnung, dass sie endlich zu trinken bekommt, sie richtete ihren Finger auf mich und wollte eben meinen Namen aussprechen, ich jedoch schreckte davor zurück, sie beim Namen zu nennen, ich sprang nur auf und rannte, die Hände auf die Kehle gepresst, auf und ab. Auch so hörte ich klar, dass sie mich Vater nannte.

(Aus dem Ungarischen von Stephanie Märzluft)